

Kontextsensibel sein!

Was ist gerecht oder ungerecht? Woran lässt sich Gerechtigkeit festmachen? Die jüngste Enzyklika »Fratelli tutti« über Geschwisterlichkeit und soziale Freundschaft positioniert sich unmissverständlich

Interview mit INGO PROFT

Kaum ein Thema ruft so große Emotionen hervor wie die Frage nach sozialer Gerechtigkeit. Wen wundert es da, dass viele Parteien direkt oder indirekt mit den Fragen nach mehr Gerechtigkeit Wahlkampf betreiben. Und verschiedene Studien belegen, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinanderklafft. Das Thema selbst ist nicht neu, rückt aber stetig in den Fokus. Das zeigt auch die breite Resonanz auf die Enzyklika »Fratelli tutti« von Papst Franziskus. Findet hier ein tatsächliches Umdenken statt?

> Wer der Frage nach »Gerechtigkeit« nachgeht, muss zunächst einmal Auskunft geben, was er oder sie unter Gerechtigkeit versteht – ja, welche Form von Gerechtigkeit überhaupt gemeint ist. Gerechtigkeit bezeichnet zunächst einmal einen idealen Zustand der Verhältnismäßigkeit, der Vergleichbarkeit. Dabei macht es einen großen Unterschied, ob man dieser Frage nach einem angemessenen Maßstab unter der Perspektive von Leistungsgerechtigkeit, Bedarfsgerechtigkeit, Verteilungsgerechtigkeit oder Teilhabegerechtigkeit nachgeht. Jede Perspektive für sich erhebt den Anspruch eines angemessenen und idealerweise auch sozialverträglichen Verteilungsschlüssels, etwa im Falle grundsätzlich knapper Güter. Wo Güter im geringeren Maße vorhanden sind, als der tatsächliche Bedarf es erfordert (beispielsweise Hungersnöte, im Kontext einer Pandemie oder im Krieg), erwachsen daraus Verteilungsfragen. Politik reagiert darauf oftmals in einer ihr eigenen Weise und lenkt mitunter den Blick selektiv (nur) auf bestimmte Dimensionen der Gerechtigkeit. In nur wenigen Fällen gelingt es dabei, Individualwohl und Gemeinwohl in Einklang zu bringen. »Fratelli tutti« versucht diese Verengung zu korrigieren.

Die Debatte um die Frage nach sozialer Gerechtigkeit kreist immer auch um die Frage der Gleichheit. Dabei zeigt bereits die Parabel von den Arbeitern im Weinberg, dass Gerechtigkeit nicht die Gleichheit aller zum Ziel haben kann. Wie lässt sich soziale Gerechtigkeit dann verstehen und woran kann soziale Gerechtigkeit festgemacht werden? Geht es dann um »relative« Gleichheit?

> Gleichheit ist ebenfalls ein Verhältnissbegriff, der isoliert betrachtet »inhaltsleer« ist. Für sich genommen sagt Gleichheit nichts über einen zu Grunde liegenden Wert aus, auf den hin Gleichheit realisiert werden soll. Mehr noch wage ich zu fragen, ob Gleichheit überhaupt als Ziel bzw. als allgemeiner sozialer Maßstab taugt. Doch muss man auch hier differenzieren: Eine fundamentale Gleichheit in den Menschen- bzw. Bürgerrechten ist ein wesentliches Gut, wenn damit konkrete Grundrechte wie Meinungsfreiheit, Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit, ja umfassend auch eine Rechtsstaatlichkeit verbunden sind, die keinen Unterschied nach Alter, Geschlecht, Ethnie, Herkunft oder sozialem Status etc. macht. Das meint jedoch im Umkehrschluss keinesfalls eine absolut deckungsgleich quantitative und/oder qualitative Gleichbehandlung aller und jeder. Vielmehr erweist sich hier eine

rechts: Timothy Schmalz, Angels Unawares (Engel, ohne es zu ahnen), 2016 © wikimedia



Perspektive als wegweisend, die in der Perikope von den Arbeitern im Weinberg Mt 20,1-16 anklingt. Gerechtigkeit und Gleichheit müssen beide eine Kontextsensibilität mitbringen, die am Einzelnen ansetzt und den Menschen in seiner Person wahrnimmt und anerkennt. Für mich ist dabei der Begriff der »Befähigung zur Teilhabe«, wie er etwa von Amartya Sen und Martha Nussbaum geprägt wurde, wegweisend. Teilhabe ist mehr als Gleichheit, da sie den einzelnen Menschen in seiner Bedarfsgestalt mit den jeweiligen Stärken und Schwächen ernst nimmt und so gezielter ansetzen kann.

»Es ist unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht«, schreibt Papst Franziskus in seinem ersten apostolischen Schreiben »Evangelii gaudium« im November 2013. Zügellose Gier, stete Profitmaximierung, Konkurrenzdenken und das Prinzip des Stärkeren sind Teil »einer Wirtschaft der Ausschließung und der Disparität der Einkommen (...). Diese Wirtschaft tötet.« Verteufelt der Papst an dieser Stelle das kapitalistische Wirtschaftssystem?

> Ich würde gern die Frage zunächst einmal etwas kritisch beleuchten wollen, da ein einfaches Richtig oder Falsch in Fragen von Wirtschaft und sozialer Gerechtigkeit nicht existiert. Natürlich gibt es Strukturen, institutionelles und individuelles Verhalten, das zutiefst verwerflich und menschenverachtend, ja lebensschädlich ist. Nicht umsonst hat Papst Johannes Paul II. bereits in seiner Enzyklika »Sollicitudo rei socialis« von »Strukturen der Sünde gesprochen«, deren Überwindung erst eine nachhaltige Entwicklung und einen stabilen Frieden ermöglichen. Die Kritik von Papst Franziskus an einer »zügellosen Wirtschaftsordnung« geht in die gleiche Richtung, wenn er die Dynamik einer fortschreitenden Abwärtsspirale des Konsums, des Verbrauchs und der Ausbeutung anprangert. Diese Dynamik stellt – weder in ökologischer Sicht (»Laudato si«) noch in ökonomischer Sicht (»Fratelli tutti«) eine tragfähige Grundlage dar, auf die der Einzelne oder die Gesellschaft nachhaltig bauen kann. Auf Dauer wird ein solches Verhalten existenzgefährdend für den Menschen wie seine belebte Um- und Mitwelt sein. Hier muss der Impuls einer gerechten Wirtschaftsordnung ansetzen.

Die globalisierte Wirtschaft bringt etliche Vorteile – auch für den Verbraucher – mit sich. Und obwohl vielen Menschen die Folgen der ausbeuterischen Verhältnisse bewusst sind, werden diese stillschweigend verdrängt oder tabuisiert. Wie kann das sein? Lässt uns das Schicksal dieser Menschen einfach kalt?

> Ich teile diese Wahrnehmung der Verdrängung oder gar der Tabuisierung nicht: Zweifelsohne gibt es weiterhin viel Leid, Elend und Unrecht – an vielen Orten der Welt wächst dieses sogar durch Kriege, Unterdrückung und Unrechtsregime. Doch heißt das nicht, dass damit zugleich immer ein Verdrängen oder ein Wegschauen verbunden ist. Mir scheint das Gegenteil der Fall. So hat nicht zuletzt durch die Medien, die sozialen Netzwerke und vielfach im individuellen Verhalten unlängst ein Bewusstseinswandel, bisweilen bereits eine spürbare politische Veränderung begonnen, die sich nicht in Fairtrade, Ökolabeln und Nachhaltigkeitszertifikaten erschöpft. Ob dies nun politische Initiativen, Demos, Crowdfunding für soziale Initiativen oder Netzwerkinitiativen für marginalisierte gesellschaftliche Gruppen sind, es wächst das Bewusstsein und die Bereitschaft, sich persönlich für soziale Verantwortung einzusetzen. Ökonomisch finden sich hier mit Sicherheit Trittbrettfahrer. So ist ein ethisches »Greenwashing« auch marketingtechnisch für so manches Unternehmen zu einem interessanten und günstigen Imageinstrument geworden, wenn man sich mit relativ einfachen Maßnahmen als ökologisch korrekt, nachhaltig, sozialorientiert und sowieso »ethisch sensibilisiert« darstellen kann. Ganz konkret hat aber in der globalen Wirtschaftsordnung in den letzten Jahren nicht nur mit Blick auf Umweltschutz und Lieferketten, sondern auch hinsichtlich der Stabilität der Absatzmärkte ein Nachhaltigkeitsdenken nach und nach eingesetzt, hinter das wir nicht mehr zurückkönnen. Die »Lehre von der klugen Hauswirtschaft« (oikos nomos) scheint zunehmend anschlussfähig für nachhaltige Wertkonzepte. Zeugnis davon geben globale Ansätze wie die »Sustainable Development Goals« der UN von 2016. Zukünftig braucht es fraglos mehr als Konzepte – gerade die Frage der Durchsetzbarkeit und Sanktionierung bei Zuwiderhandlung ist aktuell ein viel diskutiertes Thema.

Die Enzyklika »Rerum novarum« feierte 2016 ihr 125-jähriges Jubiläum. Mit »Rerum novarum« reagierte der »soziale Papst« auf die industrielle Entwicklung und deren Folgen zu seiner Zeit, indem er auf die moderne Welt mäßigend und mit Reformen einwirken wollte. Inwieweit ist die Enzyklika von Papst Leo XIII. heute noch von Aktualität und Bedeutung?

> Die Enzyklika »Rerum novarum« ist nicht weniger als die Geburtsstunde der katholischen Soziallehre und in Folge davon der Sozialethik als akademischer Wissenschaft. Sie ist zugleich aber ein fast prophetisches Werk, ein Weckruf in Zeiten von industrieller Revolution, Kulturkampf, drohender Revolution und gesellschaftlichen Umstürzen. Als mutiges Zeugnis der katholischen Kirche, Orientierung zu geben und für die vielfältigen Nöte der Menschen öffentlich einzutreten, ist sie uns heute ein lebendiges Vorbild. Schaut man allein auf ihre Wirkgeschichte, in der innerhalb weniger Jahre eine in ihren Grundzügen bis heutige tragfähige Sozialversicherung in Deutschland auf den Weg gebracht wurde, so lässt sich erkennen, welche epochenprägende Wirkung von »Rerum novarum« bis heute ausgeht. Zudem ist sie inhaltlich mit den Sozialprinzipien Personalität und Solidarität und in den darauffolgenden Enzykliken wie »Quadragesimo anno« – mit Schwerpunkten in der Subsidiarität – oder jüngst »Laudato si« und »Fratelli tutti« – mit einem Fokus auf Nachhaltigkeit – bis heute wegweisend.

Die Auswirkungen der Coronapandemie auf das private, soziale und wirtschaftliche Leben erfahren wir aktuell und es bleibt abzuwarten, welche Folgen die epochale Krise darüber hinaus nach sich zieht. Welche Bedeutung hat die Pandemie für die Frage nach sozialer Gerechtigkeit? Und gibt es positive Entwicklungen, die wir aus der Pandemie mitnehmen können?

> Die Coronapandemie hat – und das ist keineswegs zynisch gemeint – uns eins gezeigt: dass wir sterblich sind. In einem System, das von Leistungsfähigkeit, technologischer Innovation und der Vorstellung der Beherrschbarkeit möglichst aller weltlichen Abläufe geprägt ist, hat die Pandemie vor allem die Fragilität des menschlichen Lebens ins Bewusstsein gebracht.

Neben der Vielzahl schmerzlicher Erfahrungen von Krankheit, Leid und Verlust hat sich zudem noch ein zweiter Punkt hervorgetan, von dem wir hoffen dürfen, dass daraus, auch mit Blick auf eine »soziale Gerechtigkeit«, eine Kehrtwende erfolgt. Es ist die Erfahrung des Sozialen. Wir sind als Menschen unabdingbar aufeinander verwiesen, ob dies nun infektiologisch gilt, in Bezug auf Abstand und Nähe, auf persönliche Hilfe in Krisenzeiten oder einfach als spürbarer Mangel, wenn etwa echte zwischenmenschliche Begegnungen über lange Zeit fehlen. Mit dem Sozialen verbindet sich untrennbar die Aufgabe, füreinander Sorge zu tragen; keine Bevormundung oder gar Entmündigung, wie aktuell vielfach medial aufgeladen diskutiert, sondern die Bereitschaft, meine eigenen Bedürfnisse vor dem Hintergrund meiner Mitwelt zu reflektieren. Das betrifft Fragen der Gesundheitspolitik ebenso wie die einer gerechten Wirtschaft oder des Umweltschutzes. Es bleibt zu hoffen, dass hieraus eine wachsende Solidarität entsteht, in der Individualwohl und Gemeinwohl nicht länger als konkurrierende Prinzipien verstanden, sondern vielmehr wechselseitig aufeinander bezogen werden. Das Individuum und die Gemeinschaft brauchen einander – keines kann auf Dauer ohne das andere existieren.

Die Fragen stellte Andreas Thelen-Eiselen.

Über den Gesprächspartner

Prof. Dr. Ingo Proft ist Direktor des Ethik-Instituts Vallendar Trier und Professor für Ethik und soziale Verantwortung (Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar) sowie Lehrstuhlinhaber für Christliche Sozialwissenschaften (Theologische Fakultät Trier).

EulenfischExtra: Das Interview als Podcast

